

Altersschicksal

Autor(en): **Kestenholz, Salome**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **21 (1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Altersschicksal.

Die Seitenstraße, die ich hinuntergehe, liegt in der tiefen Stille des Nachmittags. Schon leuchten zu beiden Seiten die alten Häuser, steil, hochgiebelig, aus rotem Sandstein warm auf in der Sonne. Alte Inschriften über den breiten Türen, Fenster in langen, schmalen Reihen, mit gotischen, wunderbar schlicht geformten Bögen, ein kleiner, kühn vorgebauter Erker. Geranien stehen im Fenster, leise wehen die gebauschten Vorhänge.

Wie ich um die nächste Ecke biege, geht es da in einen winkligen Hof hinein. Die Haustüre steht offen, eine dieser geschnitzten Türen mit kunstvoll verziertem Schloß, und läßt den Blick frei in einen dunklen, uralten Gang, wo breite, ausgetretene Stufen in die Höhe führen. Nichts regt sich, niemand ist zu sehen. Hier ist wohl der älteste Teil der Stadt, der sich hinunterdehnt bis zum breiten Strom.

Auf einmal ist da ein Platz. Die Häuser treten zurück, vielfarbig, rot, helles Blau. Kleine, sorgsam eingehegte Gärten schieben sich dazwischen, Höfe, Werkstätten. Mit-ten auf dem Platz steht ein Brunnen: eine bunte Gestalt erhebt sich auf vergoldetem Sockel und hält ein großes Wappenschild vor sich hin. Zwei Frauen kommen über den Platz gegangen. Weit vor mir geht ein alter Mann. Er nimmt es scheinbar gemächlich, bleibt immer wieder stehen. Die Zeit schläft hier unten. Das Wasser gibt seine eintönige Melodie, die Bäume stehen verträumt.

Öffnet sich dort drüben nicht auf einmal das geschnitzte Tor? Eine Frau tritt heraus, angetan mit weit fallendem Gewand; leise klingelt der umgehängte Schlüsselbund. Das kühle Gesicht ist von der weit abstehenden, kostbar verzierten Haube eingerahmt. Sie geht vorüber, lautlos, die Augen gesenkt, wie es der Bürgersfrau der aufblühenden, selbstbewußten Städte geziemt. — Ich habe kaum Zeit, der Erscheinung nachzusinnen, da hallt herausfordernd ein fester Schritt die zusammengeduckten Häuser entlang. Ein paar unternehmend wilde Gesellen klirren über den Platz



E. Hodel, Haslitaler Leinenweber

hin, bunt ist ihre Tracht. Vielleicht sind es Heimgekehrte aus einem der großen Feldzüge. — Fast schon am Rhein unten liegt ein breit hingelagertes Gebäude, das ist das

alte Kloster. Wer an der roten Sandsteinkirche vorbeigeht, hört den dunklen Gesang der Mönche in die Stille hinaus tönen! —

Träume, Mittelalter, Bilder einer längst dahingegangenen Zeit steigen auf, zerrinnen im Nichts. Die Häuser, ja, da sind sie immer noch, stille Zeugen, den Gang der Jahrhunderte überdauernd, unwittert vom Hauch längst vergessenen Geschehens.

Noch ein paar Schritte weiter, die schmale Straße hinter, an der scharf vorspringenden Mauerecke vorbei, und du bist am großen Strom. Schon spürst du seine unmittelbare Nähe, schon glaubst du sein Raunen zu hören. Du kannst dich über das Gelände am jäh abfallenden Ufer lehnen, weit vor, die Arme aufgestützt. Du wendest dich hierhin und dorthin: weit nach Westen breitet sich die Stadt aus, rote Schornsteine tauchen empor, Brücken greifen von einem Ufer zum andern. Schaust du aber ostwärts, so ist da nichts als sanftes Ufergrün und ferne Berge.

Der Fluß geht dahin, eilig und zugleich zeitlos, im unwandelbaren Gesetz eines Urrhythmus, er kennt alles, das Vergehen und das immer wieder Neuerstehende. Sternbilder, sommersatte Wolken, Nebel, Eis und krächzende Möven, peitschenden Gewitterregen, er bleibt sich immer gleich. Alles nimmt er auf, dein Fühlen und dein Denken, läßt es befreit dahingleiten in der mächtigen Strömung seiner Wasser. Du spürst denselben Atem der Jahrhunderte wie oben bei den alten Häusern, nur größer, rauschender. Die Fähre bahnt sich langsam ihren Weg durchs Wasser an das andere Ufer, dein Blick folgt ihr träumend und doch gespannt.

Mir genügt es, den großen Strom in nächster Nähe zu wissen. Ich gehe lieber hier in diese links abzweigende Straße hinein. Ein Fuhrwerk tritt vorüber und — da ist ja auch wieder der alte Mann von vorhin. Beschwerlich ist sein Gang, seine Schultern hängen tief, manchmal scheint er zu schwanken. Wenn ich ihn nicht überholen will, muß



Marguerite Mayoraz de Mâche - Hérémence, née le 17 octobre 1844

ich hin und wieder stehen bleiben. Allmählich werde ich aufmerksam. Das ist nicht der Gang eines Betrunkenen, wie ich zuerst annahm.

Jetzt lehnt er sich an die Hauswand, hält sich fest, aber seine Füße drohen unter ihm wegzurutschen. Ich beschleunige meine Schritte, bis ich bei ihm bin. Ich helfe ihm auf und frage besorgt, was er denn habe. Er murmelt etwas und meint, nun wäre es schon wieder vorüber. Er richtet sich schwankend auf und versucht, fest zu stehen. Sein Gesicht ist fahl und eingefallen, die Haare stehen wirr um den eckigen Kopf. Unter schwer hängenden Lidern trifft mich ein scheuer Blick. Ein alter Mann, ein Handwerker, wenn ich mich nicht irre. Stockend sagt er — und seine Stimme klingt, als ob ihm das Sprechen viel Mühe mache: „Ich hatte das schon ein paarmal, ein wenig Schwindel, es

geht wieder vorbei, auch jetzt. Ich war in der Stadt und nun —“. Ich sage ihm, daß ich ihn gern nach Hause begleite. Er wartet eine Weile, dann nickt er schwer mit dem Kopf: ja, seine Werkstatt sei nicht weit, nur ein paar Häuser noch. Langsam gehen wir dahin, Schritt für Schritt.

Der Hof, in den wir eingetreten sind, ist geräumig. Alles macht einen ordentlichen Eindruck, der Schuppen mit den Geräten und aufgeschichteten Brettern, die sorgsam eingeteilten Blumenrabatten, in denen rührend genau in Reih und Glied blaue und rote Asten stehen, die saubern Wege, und auf allem liegt mit freundlich anerkennendem Glanz die Nachmittagssonne. Der Mann nimmt seine Schlüssel hervor und versucht, die Tür zur Schreinerwerkstatt aufzuschließen. Er läßt es aber wieder sein und legt den Schlüsselbund auf das Fenstersims.

Vornübergebeugt steht er da, die großen Hände hängen mit einwärts gekrümmten Fingern an beiden Seiten schwer herab. Ich schaue auf diesen Mann — welcher Gegensatz zu der freundlich hellen, genauen Ordnung rings umher, den friedlichen, bunten Blumen. Nun beginnt der Mann auch wieder zu sprechen: „Es ist Überarbeitung“, sagt er, „mein Sohn ist seit Monaten im Dienst, der eine Arbeiter auch, und alles muß doch, so gut es geht, weitergeführt werden. Und was soll ich tun? In meinem Alter geht's nicht mehr so, wie man will. Man hätte Recht auf Ruhe, nicht? Ich würde nichts sagen, wenn es noch wenigstens anerkannt würde, aber zu Hause —“. Er unterbricht sich und starrt vor sich hin. „Sie kennen meine Frau nicht“, fährt er fort, „und erst die Schwiegertochter —“. Schwer läßt er sich auf die Bank fallen, zusammengeknickt sitzt er da, legt die Hand über das Gesicht.

Ich versuche ihm vorsichtig zu erklären, daß er sicher nur überarbeitet sei, daß er nach Hause gehen und sich erst einmal ausruhen müsse. Ich bin beschämt, ohne recht den Grund zu wissen. Er nennt mir die Straße, wo er wohnt, und so machen wir uns auf den Weg. Manchmal



Noces d'or des époux Jean Georges Dayer d'Hérémence

greift der Mann nach meinem Arm, sein Gesicht verzieht sich, ein Zittern läuft über seinen Mund, aber er sagt: „Danke, es ist schon wieder gut.“

So kommen wir in belebte Vorstadtstraßen, mit einfachen, kahlen Häusern. Vorübergehende streifen uns mit erstauntem Blick. Vor einem Haus spielen im Vorgarten Kinder. Der Mann sagt, daß er hier wohne. Nach mühsamen Treppensteigen stehen wir vor der Tür im zweiten Stock. Auf das Klingeln hin nähern sich rasche Schritte, die Türe wird aufgerissen, eine Frau reibt einige Male heftig die Hände an der Küchenschürze ab und mustert uns ungläubig. „Aber Vater, was ist denn passiert!“ ruft sie er-

schrocken. Ich sage ihr, daß sie sich nicht zu beunruhigen brauche, es sei nicht so schlimm.

Sie schiebt den schwer atmenden Mann durch die Türe, bemüht sich um ihn, besorgt und etwas ungeduldig: „Ich hab' schon immer gesagt, du sollst mehr auf dich acht geben — das ist ja, das ist ja —!“ Sie redet auf ihn ein und führt ihn in das Innere der Wohnung. Ich höre ihre aufgeregte Stimme. Bald kommt sie zurück und sagt: „Nein, wie ich Ihnen dankbar bin. Was hätte auch geschehen können, wenn Sie nicht gewesen wären!“

Sie ergeht sich in langen Ausführungen, sie gießt einen ganzen Redeschwall über mich aus. Ich mache schwache Versuche, etwas dazwischen zu sagen, vergebens! Sie hört nicht darauf, ihre Worte überhasten sich. Die Stimme klingt ein wenig zu betont freundlich. Ihre kleinen Augen aber bleiben kalt, ja, abweisend, sie fahren prüfend an mir auf und ab. Auf einmal ruft sie: „Lina, Lina, das ist gut, daß du grad kommst!“ Und zu mir gewandt: „Meine Schwiegertochter.“ Eine junge Frau mit einem schweren Einkaufsnetz kommt die Treppe hinaufgegangen. Sie bleibt stehen und läßt sich das Vorgefallene berichten. Sie hört schweigend zu, ihr Gesicht ist stumpf und gleichgültig.

Etwas unruhig geworden, verabschiede ich mich. An den spielenden Kindern vorbei trete ich nachdenklich auf die Straße, deren mannigfache, unbekümmerte Geräusche mir entgedrängen.

Manchmal reißt das Verhangene zwischen Menschen auseinander, gibt den Blick frei. Ein Leben streift dich, fremd und doch so nah. Du wirst mit einbezogen. Das macht, daß in deinem Innern diese ungewisse Unruhe nicht so bald wieder zum Schweigen kommt.

Über den Häusern steht der Himmel, unberührt, in heiterer Bläue. Aufblickend halte ich einen Augenblick inne. Da weiß ich: unter diesem Himmel kann nichts verloren gehen. Rasch schreite ich weiter.

Salome Kestenholz.